

Manfred Nebelin, Ludendorff. Diktator im Ersten Weltkrieg, Siedler Verlag, München 2010, 749 S., geb., 39,90 €.

„Als Ludendorff einst Lüttich nahm / Und nachher nicht mehr rausfand – / Welch Tag für ihn! Der Brave kam / Zum ersten Mal ins Ausland.“¹ So dichtete Kurt Tucholsky, in vergangenen Tagen selbst, wie die Mehrzahl der Deutschen, ein glühender Bewunderer des Ersten Generalquartiermeisters, 1924. Die Gruppe der Ludendorff-Verehrer, ja Ludendorff-Jünger war zu Zeiten seines Erfolgs bis zum 8. August 1918, dem „schwarzen Tag des deutschen Heeres“, Legion: Walther Rathenau, Gustav Stresemann, Matthias Erzberger und Max Weber sind in diesem Zusammenhang ebenso zu nennen wie ein damals noch unbekannter Gefreiter namens Adolf Hitler. Wer Magnet der Erlösungshoffnungen eines ganzen Volks, und nicht nur der politischen und intellektuellen Eliten, ist, vermag – dieses Exempel liefert Ludendorffs Leben – früher oder später auch selbst nicht mehr an seiner Unfehlbarkeit zu zweifeln. Und er versteigt sich in ein aufgeplustertes Selbstempfinden, das die Wirklichkeiten nicht mehr sieht, und endet – so hat es zumindest Ludendorffs Schicksal gewollt – als lächerliche Figur. Auch wenn es schwerfällt zu konstatieren: Das Leben Ludendorffs war auch ein von tiefer persönlicher Tragik gezeichnetes. Damit will nichts entschuldigt sein. Aber zu einer gelungenen biografischen Bestandsaufnahme gehört – bei aller gebotenen Distanz – ein Gespür für das Wollen des historischen Subjekts, die Fähigkeit zum Mitempfinden, gehört mehr als der erhobene Zeigefinger, die geballte Faust und die dem Nachgeborenen angemessene Richterrobe. Diese der biografischen Methode zugrunde liegende Binsenweisheit, nicht von allen Biografen gleichermaßen beherzigt, durchzieht Manfred Nebelins Buch über Erich Ludendorff, den Feldherrn des Ersten Weltkriegs, von der ersten bis zur letzten Seite. Immer den Prinzipien der historischen Kritik verhaftet, niemals affirmativ, aber auch niemals affektiv, schildert er Leben und Karriere des 1865 in der pommerschen Provinz geborenen Ludendorff bis zu seinem tiefen Fall 1918. Was danach kam, wird nur gestreift, und so bleibt der einzige Vorwurf, der dem Buch gemacht werden kann, dass es innehält, wo manches noch zu sagen wäre; dass es biografische Studie bleibt, wo es zur großen Ludendorff-Biografie hätte werden können. Gleichwohl bietet Nebelins Buch – um es vorweg zu sagen – ein auf der Höhe der Forschung verdichtetes Bild der, im Guten wie im Bösen, in Verehrung und Verdammung, mystifizierten Feldherrn-Legende und stellt den „komischen General“ – als ein solcher sei er, steht im Dankwort zu lesen, den Kindern des Autors erschienen – auf den Boden einer klaren politikgeschichtlichen Analyse.

Tucholsky, der Ankläger, irrte. Ludendorff war nicht jener provinziell-pommersche Kommisskopf, als der er seinen Verächtern erschien. Im Gegenteil: Bereits vor 1914 war er weitgereist, hatte Europa, hatte Russland gesehen, seinen politischen Horizont in – für ihn typischer – Arbeitsmanie erweitert und war, seit 1908 Leiter der Aufmarschabteilung im Großen Generalstab, einer der wenigen führenden Offiziere, die strategisch und politisch das Weltgeschehen im Blick hatten, denen es um mehr ging als um wilhelminische Paradenherrlichkeit und Adelsprivileg, die – so zeigten es vor allem die Diskussionen um die Heeresvermehrung von 1913 – das Gespenst der Demokratisierung nicht fürchteten und die, aus kühler Konklusion heraus, für ein modernes und technisiertes Massenheer, das berühmte „Volk in Waffen“, eintraten. Dies wie auch seine rüde Art machten ihm nicht nur Freunde. Insbesondere der Kaiser schätzte den ungehobelten, oft aufbrausenden, der höfischen Etikette abholden Offizier wenig. Ludendorff war ein Aufsteiger. Einen Parvenu könnte man ihn nennen, wenn Glück seine Wege geebnet hätte. Aber alles, was er erreicht hat, erreichte er durch Tüchtigkeit, ungebremsten Aufstiegswillen, Arbeitswut, vorbildliche Pflichterfüllung, Begabung und Fleiß. Diesen Eigenschaften verdankte er eine rasante, ihn bis zur faktischen Führung der deutschen Streitkräfte führende Karriere. Sie sicherten ihm die Protektion seiner Vorgesetzten, unter denen vor allem die Generalstabschefs Alfred von Schlieffen und Helmuth von Moltke der Jüngere, als deren Schüler er

¹ Kurt Tucholsky, Immer raus mit der Mutter, in: Die Weltbühne, 5.6.1924, S. 786.

sich sah, erwähnt zu werden verdienen. Das Vermächtnis Schlieffens, der sogenannte Schlieffen-Plan, an dessen Modifizierung er selber maßgeblich mitgearbeitet hatte, war Ludendorff verbindlich. Erst nachdem das Scheitern des Plans im September 1914 an der Marne offenkundig wurde, rückte er, der Überzeugungen schnell den wechselnden strategischen Gesamtlagen anzupassen verstand, die Prämissen, plädierte für eine Verlagerung des Schwerpunkts in den von ihm und Hindenburg, die miteinander eine „glückliche Ehe“ (Hindenburg) führten, befehligten Osten und überwarf sich darüber mit dem ungeliebten Erich von Falkenhayn, der als preußischer Kriegsminister und Chef des Großen Generalstabs die militärischen Schlüsselpositionen des Deutschen Reichs besetzte – bis er im August 1916 Ludendorffs Treibereien zum Opfer fiel. Den Dissens zwischen 2. Oberster Heeresleitung (OHL) und „Ober Ost“, der, verkürzt formuliert, auf die Alternativen „Ermattungs-“ (Falkenhayn) oder „Vernichtungsstrategie“ (Ludendorff) zurückgeführt werden kann, vermittelt Nebelin anschaulich und fesselnd. Dass er sich dabei nicht in müßigen Was-wäre-wenn-Spekulationen ergeht und in Wertungen verliert, keine Antworten versucht, die von einer seriösen Forschung nicht zu erbringen wären, zählt zu den Vorzügen seines Buchs.

„Lüttich“ und „Tannenberg“ – aus diesen Worten speiste sich Ludendorffs Ruhm als verwegener Kriegsführer, unerschrockener Offizier und tatkräftiger Strategie. Seine Beförderung zum Ersten Generalquartiermeister und Stellvertreter des Generalstabschefs Hindenburg war Ausfluss dieses Ruhms. Dass es Ludendorff gewesen ist, der in der „Ehe“ mit Hindenburg gleichsam die Hosen anhatte, war schon den Zeitgenossen klar. Den Schritt vom gefeierten Kriegshelden zur auch politisch machtvollen Persönlichkeit – den Begriff eines „Diktators“, den der Autor bevorzugt, vermeidet der Rezensent bewusst – vollzog er mit dem Sturz Falkenhayns. Fortan waren politische Entscheidungen, auch Politiker, vom Votum der 3. OHL abhängig: Theobald von Bethmann Hollweg, Rudolf von Valentini, Moriz von Lyncker und Richard von Kühlmann stolperten über die von Ludendorff gespannten Seile. Kanzler wurden vom militärischen Abwehrdienst observiert und abgehört, gestürzt und ersetzt, wie es beliebte, und selbst der Kaiser, wie er selbst gewahr wurde, mutierte zusehends zu einer funktionslosen Marionette an der Staatsspitze. In diesen Nebel aus Intrigen und Konspiration bringt Nebelin, der die Quellen kennt und umsichtig ausgewertet hat, ein wenig Licht. Was sichtbar wird, ist ein Feldherr Ludendorff, der es leid war, sich von politischen Rücksichten binden zu lassen, der – zumal in Kriegszeiten – den Primat des Militärischen vertrat und durchsetzte und der Politiker, die diesen Primat anfochten, seine Macht spüren ließ. Die schärfste Waffe, die Ludendorff führte, war indes sein Feldherrnimbus: Wenn Kaiser oder Kanzler es sich etwa einfallen ließen, Vorschläge der 3. OHL nicht eins zu eins umzusetzen, drohte er mit seinem Rücktritt, und alles ward geregelt. So sehr schienen die Hoffnungen auf einen Sieg der deutschen Truppen mit der Person des Feldherrn verschmolzen, dass die politische Klasse des Reichs Untergang und Chaos fürchtete, würde man seines Genies verlustig gehen. Dass es der Ludendorff-Enthusiast Max Weber gewesen ist, der den Begriff der „charismatischen Herrschaft“ prägte – einen Begriff der, kultursoziologisch erweitert, auch auf den eher tumben Hindenburg angewandt worden ist² – liegt sicherlich nicht im Bereich des Zufälligen.

Dieses Charisma bröckelte erst an jenem 8. August 1918, als die alliierte Gegenoffensive bei Amiens den Durchbruch schaffte. Von dem Geschehen offensichtlich überfordert, wandelte sich Ludendorffs „Überlegenheitsgefühl“ kurzerhand in „Fassungslosigkeit“ (S. 434), bevor er sich mit dem Mut der Verzweiflung wieder in abstruse Endkampfvisionen flüchtete, von denen er wieder unvermittelt in Untergangsszenarien und mystische Apokalypsen taumelte. In diesem Zusammenhang von einem „Zickzackkurs“ (S. 501) zu sprechen, scheint mehr als berechtigt. Ein Nervenzusammenbruch im medizinischen Sinne war – so Nebelin – im Falle Ludendorffs wohl nicht gegeben, wohl aber eine erhebliche Beeinträchtigung seines militärisch-strategischen Urteilsvermögens, die sogar engste Mitarbeiter – ein, wie Nebelin betont, in der preußisch-deutschen Militärgeschichte einmaliger Vorgang – dazu bewog, sich mahnend an die Reichsleitung zu wenden. Ludendorff stand jede Einsicht in eventuell eigenes Versagen und Fehlverhalten, etwa die verhängnisvolle Unterschätzung des US-amerikanischen Potenzials oder der, von den Feinden systematisch ausgebauten, Panzerwaffe, fern. Selbst die überstürzte Waffenstillstandsforderung, die er am 29. September 1918 vorbrachte, wollte er nicht als Eingeständnis der Niederlage gewertet wissen, sondern lediglich als Gewähr einer dringend benötigten Atempause. Umso katastrophaler musste dem General seine Entlassung am 26. Oktober

² Vgl. *Wolfram Pyta*, *Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler*, München 2007, S. 286-293.

werden, umso schmerzlicher auch die Tatsache, dass Hindenburg aus altpreußischem Pflichtempfinden sein militärisches Amt dem Kaiser mitnichten vor die Füße warf, sondern blieb. Dieser Tag sollte bis zu seinem Tod „die Zäsur in Ludendorffs Leben“ bleiben (S. 499). Am 16. November floh er – mit Wissen und Billigung Friedrich Eberts – vor der Revolution nach Schweden, kehrte zurück, reüssierte als Putschist und Legendenstricker, als Militär- und Erinnerungsschriftsteller, als nationalsozialistisches Aushängeschild, gescheiterter Präsidentschaftskandidat und Reichstagsabgeordneter, der sich mit Hitler ebenso überwarf, wie er es mit Hindenburg getan hatte, und der dennoch nach Hindenburgs Tod als Symbolfigur der Wieder-Wehrhaftmachung von den NS-Granden umworben wurde; schließlich auch als Esoteriker und Religionsstifter, der gegen Freimaurer, Juden und Katholiken ebenso zu Felde zog, wie er es in seiner aktiven Zeit mit „schlappen“ Politikern und Verständigungsaposteln jeglicher Couleur getan hatte. Über all das hätte der Leser gern mehr erfahren, bleibt hier aber auf sich hoffentlich anschließende Ludendorff-Forschungen verwiesen. Nebelins Verdienst ist, eine Basis geschaffen zu haben, auf der diese Forschungen aufbauen können. Um sie herumkommen werden sie nicht. Mit seiner Ludendorff-Studie hat Wolfgang Nebelin Wolfram Pytas großer Hindenburg-Biografie ein auch in Zukunft grundlegendes politikgeschichtliches Oeuvre kongenial zur Seite gestellt. Der Streit der Biografen, wessen Forschungsobjekt denn nun das „Scharnier zwischen Bismarck und Hitler“ (S. 520) dargestellt hätte: Ludendorff oder Hindenburg, soll an dieser Stelle nicht entschieden werden.

Max Bloch, Bonn

Zitierempfehlung:

Max Bloch: Rezension von: Manfred Nebelin, Ludendorff. Diktator im Ersten Weltkrieg, Siedler Verlag, München 2010, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 52, 2012, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81287>> [18.10.2011].